

Der Pfandarbeiter

Immer mehr Menschen leben am Rand der Armutsgrenze und suchen sich Nebenverdienste abseits der Norm.

Karsten Wichmann ist einer von ihnen. Er lebt von dem, was die Anderen wegwerfen.

Von Ilka Krenzträger

Eine braune Glasflasche liegt auf der anderen Straßenseite zwischen einem Fahrrad und lila Müllsäcken. Die Leuchtschrift der angrenzenden Kneipen ist an diesem Abend die einzige Lichtquelle. Karsten Wichmann sieht die Flasche sofort, bleibt aber an dem hüfthohen Metallpoller gelehnt stehen und holt sich eine kleine selbst gedrehte Zigarette aus der Innentasche seiner etwas zu groß geratenen blau-weißen Winterjacke. „Die sind nur Beiwerk, wenn noch Platz in der Tüte ist“, sagt Wichmann und wirft einen Blick in seine rote Plastiktüte, die vom Gebrauch an einigen Stellen ganz weiß gescheuert ist. Es scheint noch genug Platz zwischen den Plastikflaschen und Blechdosen zu sein, denn nach dem prüfenden Blick geht er doch mit ausholenden Schritten über die Straße zur Flasche hinüber, hebt sie auf, kippt das restliche Bier im Gehen auf den Bürgersteig, steckt sie in die Tüte und hat wieder acht Cent verdient.

Karsten Wichmann ist seit neun Jahren Flaschensammler und verdient sein Geld mit dem, was die Anderen wegwerfen. Beinahe jeden Abend fährt der 44-Jährige mit der S-Bahn von Osdorf zur Reeperbahn und sucht nach Pfandflaschen. Der gelernte Lagerist und Bürofachmann mit dem ergrauten Bürstenhaarschnitt lebt von Hartz IV. Ende der achtziger Jahre hat er das letzte Mal in seinem Beruf gearbeitet, dann schlug er sich mit Gelegenheitsjobs durch, lebte eine Weile auf der Straße, bevor er sich vor neun Jahren wieder aufrappelte. Er

nahm Kontakt zu seiner Mutter auf, zog in eine 1,5 Zimmerwohnung ein, bekam ein Gebiss und begann mit dem Flaschensammeln „Von den 347 Euro vom Amt bleiben mir nach allen Abzügen 298,20 Euro im Monat. Zu wenig für Tabak, Bier und Essen“, sagt Wichmann mit der etwas zu großen, dünnrandigen Brille, die nicht recht zu dem rundlichen, beinahe faltenlosen Gesicht passen will. Über 40 verschiedene Jobs habe er schon gehabt, sagt Wichmann, von Gabelstapler fahren bis zum Graffiti beseitigen für die Hamburger Hochbahn. Auch mit Arbeit lebte er meist am Rande der Armutsgrenze, die in Deutschland bei 856 Euro liegt. Neun Jahre hat er es noch nirgendwo ausgehalten. Auch wenn die Konkurrenz der Flaschensammler ständig wächst, der Wettlauf um die Flaschen immer härter wird und Wichmann bei aller Vorsicht Ärger nicht immer aus dem Weg gehen kann, mag er seinen Job: „Raus muss ich sowieso, sonst fällt mir die Decke auf den Kopf.“ Einstellen würde ihn niemand mehr und er will kein 1-Euro-Jobber sein. Da geht er lieber sammeln. Und solange er wenigstens 100 Euro im Monat verdient, also täglich 14 Pfandflaschen oder -dosen für 25 Cent Pfand findet, lohnt sich der Aufwand.

Montag ist kein guter Tag zum Sammeln, kaum jemand will ausgehen und der Hamburger Kiez ist ungewohnt unbelebt. Auch ein Grund, warum Wichmann die schwere Glasflasche eingesteckt hat. Irgendwie muss er auf seinen Tagessatz von mindestens 3,50 Euro kommen. Eine feste abendliche Route hat er nicht. Er geht die Reeperbahn rauf und runter, greift auf dem Weg in die Geldladen der Telefonzellen, in der Hoffnung auf vergessenes Kleingeld, und nimmt so viele Nebenstraßen mit, wie es seine Kondition und das Wetter zulassen. „Im Winter ist es dann am besten, wenn nicht zu kalt ist“, sagt Wichmann. Es hat zwar im Laufe des Tages aufgehört zu regnen, aber die Straßen sind nass und die paar Menschen, die

sich rausgetraut haben, trinken in den Kneipen. Schlecht für Wichmann. An jedem der roten, mit Stickern übersäten Mülleimern hält er kurz an, leuchtet mit seiner silberfarbenen LED-Lampe hinein, steckt den Kopf in den Schlitz und für einen kurzen Moment erhellt das bläuliche Licht der Lampe das Innere des Eimers und Wichmanns Gesicht. Einmal hat er 150 Euro im Müll gefunden. Er hatte noch nie zuvor einen hundert Euro Schein gesehen, wusste nur, dass der grün ist. Mit dem Schein ist er in einen Kiosk gegangen und hat sich erstmal Zigaretten gekauft. Aber heute hat er kein Glück, die Mülleimer sind so gut wie leer. Er greift rasch in die Eimer, Handschuhe braucht er nicht. „Ich leuchte ja rein und sehe, was drin ist. Verletzt habe ich mich noch nicht“, sagt Wichmann. Eine Bierdose und ein kaputtes Rücklicht sind die magere Ausbeute des Tages. Das Rücklicht lässt er in seinen schwarzen Rucksack gleiten, ohne den er nie losgeht und in dem er sein Equipment verstaut hat. Eine Mütze, ein Regenschirm, Tüten, ein Zangenset, um Geld aus Einkaufswagen herauszuholen, eine Feile, um in Telefonzellen stecken gebliebenes Kleingeld herauszuholen, mit der Zange würde er den ganzen Schlitz demolieren und geht daher lieber vorsichtig mit der Feile ans Werk. Außerdem hat er immer sein Asthmaspray und Haftcreme für sein Gebiss im Rucksack. „Als ich vor neun Jahren mit dem Sammeln angefangen habe, waren auf dem Kiez vielleicht 20 Kollegen unterwegs, heute sind es bestimmt 120“, sagt Wichmann als ein anderer Sammler vor ihm die Straße überquert. Sie grüßen sich nicht und Wichmann grummelt vor sich hin, dass der andere sowieso nicht wisse, wie man richtig sammelt. „Und wenn einer zu mir kommt und sagt, dass ich in seinem Revier bin, dann sag ich dem, er hätte Förster werden sollen, dann hätte er auch ein Revier.“ Heute will ihm keiner der anderen Sammler, die eilig durch die Straßen hasten und den Blick hin und her wandern lassen, eine der wenigen Flaschen streitig machen.

Am Vormittag hat Wichmann seine Flaschen vom Abend zuvor zum Supermarkt gebracht und sich dann auf dem Weg zur Landeszentralbank gemacht. Er kommt regelmäßig her und tauscht gefundenes Kleingeld und den Erlös aus den Pfandflaschen in Scheine um. „Die Münzen sind zu schwer und hier weiß ich, dass ich kein Falschgeld bekomme“, sagt Wichmann, geht vorbei an dem akkurat uniformierten Wachmann und fährt in den zweiten Stock des verglasten Bankgebäudes. Vor den Schaltern zum Geld wechseln hat sich eine lange Schlange gebildet. Wichmann fällt in seiner schmutzigen grün-braun-weißen Tarnhose nicht auf zwischen den anderen Wartenden. „Die neuen Armen müssen nicht hungern und es mangelt ihnen nicht unbedingt an Konsumgütern, aber sie sind sozialhilfebedürftig, kulturell vernachlässigt und ihre Familien sind zerfallen“, sagt der Historiker Paul Nolte, der mit seinem Buch „Riskante Moderne“ den Begriff der neuen Armut prägte. 43,62 Euro hat Wichmann in den vergangenen Tagen gesammelt und steckt die zwei blauen Zwanziger behutsam in seine schwarze Geldbörse.

An den Wochenenden gleicht die Suche nach den begehrten 25-Cent-Pfandflaschen auf dem Kiez einem Wettrennen. Da sind die Hobbysammler wie der gedrungene, ältere Herr mit den schiefen Zähnen und einem adretten Schal um den Hals geschlungen, der die Mülltonnen mit seiner Taschenlampe ausleuchtet. Er ist Rentner, sammelt seit drei Jahren und hat in dieser Zeit ungefähr 2.800 Euro verdient. Von dem Geld fährt er regelmäßig nach Helgoland, kauft für sich einen Aal und für seine Nichte Parfüm. „Neulich habe ich Gruppe junger Leute nach ihren Flaschen und Dosen gefragt. Die Flaschen wollten sie nicht rausrücken, aber die Dosen. Dabei sind die doch 25 Cent wert und die Flaschen nur acht“, er freut sich über den gelungenen Coup und macht sich auf den Weg zur nächsten Tonne. Da sind die Obdachlosen wie der Pakistaner in der zerschissenen roten Jacke, dem ein Auge fehlt und der

verschämt auf den Boden starrt, als er sich beim Sammeln ertappt fühlt und dann mit seinem Handwagen davon stürmt. Dann sind da noch die Schnorrer, die nebenbei Flaschen sammeln wie der Mittvierziger in blau-lila glänzender Trainingsjacke mit Schirmmütze, unter der strohige blonde Haare herausragen. Im Müll zu wühlen, ist ihm nicht peinlich, er lebt eben davon. Die Schlechtverdiener sind auch vertreten, wie der polnische Familienvater, der zusammen mit seiner Schwägerin im Eiltempo Flaschen auf dem Hans-Albers-Platz sammelt. „Ich muss das machen, ich habe drei Kinder, meine Frau und ich arbeiten, aber es reicht nicht.“ Zuletzt gibt es noch die durchorganisierten Profisammler, wie die zwei Schwarzafrikanerinnen, die jedes Wochenende mit Einkaufswagen unterwegs sind, die gesammelten Flaschen dann auf der Rasenfläche vor ihrer Mietwohnung sortieren und ihre Einkaufswagen unter Planen versteckt bis zum nächsten Wochenende parken.

Wichmann ist gegen die beiden Afrikanerinnen mit ihren voll gepackten Einkaufswagen nur ein kleiner Unternehmer. Aber einer mit penibler Buchführung. In seinen in schwarzes Kunstleder eingebunden Kalender trägt er jeden Tag auf den Cent genau die Einnahmen des Tages ein. War er nicht sammeln, macht er einen kurzen Strich. „In den letzten Monaten war ich viel krank und ich lag zu Hause rum. Eine Lungenentzündung kann ich mir bei meinem Asthma nicht leisten“, sagt Wichmann. In dieser Zeit habe er von Tag zu Tag sehen müssen, wie er sich seinen Tabak beschafft. Im Januar ging es ihm wieder besser, sagt er und zeigt auf die wenigen durchgestrichenen Tage im Januar. 120,59 Euro hat er eingenommen. Nichts gegen die vier WM-Wochen im vergangenen Jahr, in denen er etwa 1000 Euro verdient hat, aber es reicht für einen gut gefüllten Tabakbestand. In den kommenden 20 Tagen muss er sich um seinen

Zigarettenkonsum keine Gedanken machen. In seiner Wohnung im neunten Stock hortet er im Moment 14 Päckchen Tabak und etwa 120 selbst gestopfte Zigaretten. Genug für sein Pensum von einem Päckchen Tabak am Tag. Sein Kühlschrank ist auch voll. Die 9,57 Euro, die er heute zusammengesammelt hat, kann er nun für Bier ausgeben. An manchen Tagen reichen ihm zwei halbe Liter. An anderen Tagen trinkt er auch schon mal zehn. „Ich bin kein Alkoholiker, nur ein Säufer.“ Wo der Unterschied ist? Es gibt keinen, Säufer klingt nur besser, sagt er und wird sich jetzt einen Sixpack kaufen und zu Hause das Viertelfinale des Africa-Cups, Tunesien gegen Kamerun, schauen.